

Spiel mir das Lied

Die Blaskapelle „Banda Poliziano“ auf
der Piazza Grande



— trotz Corona



Fotos: GIACOMO BAI – STUDIO PICHINI

Als Hans Werner Henze vor 45 Jahren das **Festival in Montepulciano** gründete, wollte er Utopie wagen. So war Riskantes stets Programm des „Cantiere“, der im Sommer 2020 zu den ersten Festivals gehörte, das sich organisatorisch und programmatisch auf den Corona-Fluch einstellte.

Reinhold Jaretsky war für uns dabei

Der blaue Himmel ist quadratisch eingeraht von zwanzig Meter hohen, verwitterten Steinmauern. Man schaut auf vergitterte Fenster und staunt, wie dicht sich Debussys G-Moll-Sonate, Clara Schumanns Klaviertrio oder die Tango-Fuge Astor Piazzollas in diesem 600 Jahre alten Gefängnishof entfalten. Damals, denkt man, durfte der Straftäter seine Bußzeit also noch in einer architektonischen Idylle absitzen. Der bühlenbildartige Schuhkarton aus Stein gibt der hier aufgeführten Kammermusik die unverzichtbare Durchsichtigkeit, aber auch klangliche Fülle, während die tiefstehende Sonne dem Konzert einen theatralischen Hamilton-Zauber verleiht. Dabei ist der Aufführungsort „Cortile dei carceri“ als Notlösung entstanden, weil die Corona-Regeln dem „Cantiere d'Arte“ (zu deutsch „Kunstbaustelle“) nahezu ausschließlich Open-Air-Veranstaltungen erlauben. Man hat kiloweise Taubenkot weggeschafft, sagt Giovanni Oliva, der „coordinatore artistico“. Unverhofft hat man mit dem neuen

Freiluft-Auditorium ein Juwel gewonnen, direkt an der Piazza Grande gelegen, dem üppigen Renaissance-Raum und Aufführungsort für die großen sinfonischen Formate.

Der „Cantiere“ in der südlichen Toscana gehört zu den ersten Festivals Italiens, das nach der fünfmonatigen Quarantäne den Spielbetrieb wieder aufnimmt. Selbst in den hoffnungslosesten Corona-Wochen hielten der künstlerische Leiter Roland Böer und der Bürgermeister der 13000-Einwohner-Gemeinde beharrlich an einem diesjährigen Spielbetrieb fest. Denn seit 45 Jahren finden weit mehr als die Hälfte aller Veranstaltungen in Ermangelung geeigneter Räume draußen statt, die Corona-Tauglichkeit erforderte somit keine große Umstellung. Es wurde lediglich abgespeckt, da die Teilnahme der internationalen Gäste als unkalkulierbar galt und auch das ausländische Publikum, das durchschnittlich ein Viertel der Karten erwirbt, ausbleiben würde.

Von den geplanten 50 Aufführungen fanden in diesem Jahr 37 statt, was mehr als ein Notprogramm ist, auch

wenn die Opernaufführungen gänzlich gestrichen wurden. Allerdings haben die Programmacher dieses Festivals, das sich seit seiner Gründung nicht nur als musikalisches, sondern auch als gesellschaftspolitisches Projekt versteht, dem kulturellen Stillstand nicht einfach getrotzt, sondern den Covid-Fluch in ihr Programm thematisch aufgenommen.

„Chaos und Kreation“ lautet das diesjährige Motto, und es liefert immer wieder Reflexions- und Erlebnisräume, in denen Distanz, Angst, Vereinzelung aufgegriffen werden. Und in denen die Zuhörer, die durchgehend mit Telefonnummer und Emailadresse registriert wurden, den neuen Ritualen folgend aktiv teilhaben: Handdesinfektion am Eingang, Mundschutz, solange die aufrechte Haltung eingenommen wird, eine verstreute Sitzverteilung, die den Mindestabstand von einem Meter beziehungsweise zwei Sitzplätzen zwischen den Zuhörern garantiert. Die Orchester proben in einer Hochgarage, offen nach allen Seiten, nach oben geschützt gegen Sonne und Regen. Mit „mascherine“ betreten die Musiker das Podium. Und für den Fall einer Infektion hat man ein Quarantäne-Apartment bereitgestellt.

Gustav Mahlers Adagietto der fünften Sinfonie ist so ein Stück, dem man unter dem Corona-Schock überraschend aktuelle Deutungen abgewinnen kann. Elf Minuten lang erzeugen Harfe und Streicher eine schwebende, bedrückende Stille, nur zeitweilig von chromatischen Steigerungen durchbrochen. Ja, so kann der psychische Alltag im Jahre 2020 auch erzählt und durchleuchtet werden. Auf der Piazza Grande begleiten das Tanztheater von Sasha Riva und Simone Repele (Genf) dieses fragile Stimmungsbild. Das Theaterstück „ME TA“ von Laura Fatini mit einer Bühnenmusik von Giovanni Vannoni tastet das Thema Distanz in seinen psychischen und körperlichen Aspekten ab, eine Adaption von Italo Calvinos Roman „Der geteilte Conte“.

Stets war der „Cantiere“ im Unterschied zu Sommer-Festivals, die fertige Produktionen einkaufen, ein Ort der Eigenproduktionen, auch der zeitgenössischen Musik und der Ur-aufführungen. Legendär ist Henzes für Montepulciano geschriebene Kinderoper „Pollicino“, die 1980 im Teatro Poliziano erstmalig aufgeführt wurde und seitdem weltweit mehr als 200 Neuinszenierungen erlebt hat. Komponisten wie Cristóbal Halffter, Peter

Legendär ist Henzes für Montepulciano geschriebene Kinderoper

Maxwell Davies und Luca Lombardi sind in den 80er-Jahren Henzes Ruf in die Stadt auf dem Berg gefolgt.

Der Henze-Schüler Detlev Glanert, der mit seiner Oper „Oceane“ 2019 einen spektakulären Erfolg an der Deutschen Oper in Berlin erlebte, hat in den 90er-Jahren die örtliche Musikschule in Schwung gebracht und war drei Jahre lang künstlerischer Leiter des Festivals. Als Komponist will Glanert verstehbar sein, ohne der neotonalen Filmmusik-Mode zu folgen. Sein Konzertstück „Idyllium“, aufgeführt auf der Piazza Grande vom „Orchestra della Toscana“ unter dem Dirigat von Markus Stenz, ist ein Dialog mit Brahms zweiter Sinfonie, der sogenannten Frühlingssinfonie.

Die leichte und lichtdurchflutete Partitur arbeitet sich mit kleinen düsteren Abstechern zu einem fulminanten Schluss vor. Mit Blick auf die angestrahelte unvollendete Domfassade aus dem 16. Jahrhundert und umgeben von einem lieblichen Toscana-Hauch wird das finale Aufblühen des Orchesters zu einem nachhaltigen Sommernachtserlebnis. Zuvor am Nachmittag hatte das jugendliche Zeisig-Trio ein Frühwerk des damals 16-jährigen Glanert zur Ur-

aufführung gebracht: zwei wie aus der Zeit gefallene Liebeslieder von 1977, die die mimikryhafte Nähe zu dem von Glanert bewunderten Maurice Ravel nicht verstecken, und die daran erinnern, dass die gekonnte Nachahmung ein verlässlicher Ausgangspunkt für solides künstlerisches Schaffen ist.

Auch die Spur des Cantiere-Gründers Henze zog sich in diesem Jahr durch die elf Festivaltage. Giacomo Palazzesi spielte die zweite Sonate aus dem großen Gitarrenwerk „Royal Winter Musik“. Und in einer musikalisch angereicherten Lesung wurde die turbulente Liebes- und Leidensgeschichte zwischen Hans Werner Henze und Ingeborg Bachmann anhand ihrer Korrespondenz vorgetragen, die deutlich machte, über welche rhetorische, nicht immer pathosfreie sprachliche Kraft der Musiker verfügte.

Wie bewegend und elegant die Musik des Avantgarde-Kritikers Henze noch immer ist, und wie anmaßend die eisige Zurückweisung der doktrinären atonalen Kollegen Boulez und Stockhausen heute erscheint, die dem weltläufigen Henze einst jede Zeitgemäßheit absprachen, zeigt die Aufführung seiner Kantate „Beeing Beateous“ für Koloratur-Sopran (Anna Cimmarrusti), Harfe und vier Violoncelli. Henze amalgamiert darin die bedrückende Harlem-Erfahrung seiner ersten 1963 unternommenen New York-Reise mit den assoziativen Zeilen von Rimbauds Gedicht „Les Illuminations“. Eine Komposition voller Strahlkraft, die zeigt, dass Mut zu ästhetischer Schönheit und Modernität einander nicht ausschließen. Unter dem Ruf „Cellissimo“ hatte sich für diesen Abend eine Gruppe junger Cellisten aus dem ganzen Land zusammengefunden, um neben Henzes Kantate die „Bachianas Brasileiras“ aufzuführen, Suiten, in denen Heitor Villa Lobos seine Liebe zu Bach mit brasilianischer Folklore synthetisiert.

Henzes Kantate ist ein harter Knochen, eine komplexe Partitur, die dem Ensemble anstrengende Probenarbeit,

Corona-Uraufführungen „Echi d’istanti“
(rechts)
Glanert-Konzert „Idyllium“ auf der Piazza
Grande (Mitte)
Roland Böer, künstlerischer Direktor und
Dirigent (unten links)
Detlev Glanert und Markus Stenz, Orches-
tra dell Toscana (unten rechts)



dazu in sengender Hitze, abverlangt. Aber es kommt noch etwas anderes dazu: Die Musiker fühlen sich auf beängstigende Weise dem Probenalltag entwöhnt. Cellist Andrea Nocerino spürt die innere Anspannung nach all den leeren Wochen. „Die Fähigkeit miteinander zu spielen, sich zu öffnen, sei wie ein Muskel, der trainiert werden muss“, sagt er, und dieser Muskel sei atrophiert. „Wir sind verschlossen

und introvertiert geworden, und wir schaffen es nicht, die frühere Offenheit zu reaktivieren, weil wir wissen, dass im Oktober der nächste Lock-down kommen kann.“

Doch Nocerino blickt versöhnlich auf die vergangenen Monate zurück, er ist ins Studio gegangen und hat sich einen Wunsch erfüllt: die Aufnahme von zwei Bachsuiten, die im Herbst als CD erscheint. Wir haben Angst, sagt

auch Cellistin Martina Biondi, weil sie die Erfahrung verloren hätten, „mit dem Publikum, den Emotionen, dem Adrenalin umzugehen“. Ihr letztes Konzert hatte sie vor fünf Monaten, dann folgte die monatelange häusliche Klausur, „in der man sich zum Üben zwingt und nicht weiß, wofür man das eigentlich macht“. Der Lock-down hat der Cellistin, die erst kürzlich ihr Diplom an der Berliner Musikhoch-

schule Hanns Eisler abgelegt hat, klar gemacht, in welcher Risikogruppe sie sich als Musikerin befindet: „Ohne Publikum sind wir nichts, absolut nichts!“ Auch das rituelle Bemühen ihrer Zunft, jederzeit zu demonstrieren, wie voll ihr Konzertkalender

Bauern des Ortes sollten sich mit Profis der internationalen Musikszene zu musikalischen Projekten zusammenfinden und den harmlosen Amüsierbetrieb Musik in ein Projekt der kulturellen Emanzipation verwandeln, ja vielleicht sogar Schlüssellochblicke in

Foto: Cantiere



Beethoven-Probe in der durchlüfteten Garage

„Cantiere d'Arte“

Als eines der ersten Musikfestivals Italiens in Post-Corona-Zeiten öffnete der „Cantiere d'Arte“ (Kunstbaustelle) im toskanischen Montepulciano am 23. Juli (bis zum 2. August) seinen Spielbetrieb. Es verfolgte dabei das reguläre, mit 35 Veranstaltungen leicht abgespeckte Programm. Zugute kam dem 1976 von Hans Werner Henze gegründeten Festival, dass es mangels Raumnot von Beginn an Innenhöfe der Paläste, Gärten und Plätze als Aufführungsorte genutzt hat. Für die Musiker war es eine Befreiung, nach monatelangem Stillstand wieder spielen zu dürfen. Auf dem Programm standen Barock- und Beethoven-Konzerte sowie die Aufführung zeitgenössischer Musik, darunter eine Vielzahl von Uraufführungen.

sei, erscheine auf einmal lächerlich. „Jetzt sind alle Kalender leer, plötzlich sind wir alle gleich.“ Sie habe eine unglaubliche Lust zu spielen, und lächelnd bekennt sie sich zu einem wilden Pragmatismus: „Egal wo und wie, Hauptsache spielen. Wir sind nicht mehr in der Situation, uns etwas auszusuchen. Was kommt, das kommt – und das nehme ich“.

Mit der Sehnsucht, endlich zu spielen, sind sie alle nach Montepulciano gekommen, denn eine Gage gibt es nicht. „Als ich den Musikern per Telefon bestätigte, dass das Festival stattfindet, schlug mir ein unglaublicher Enthusiasmus entgegen“, erinnert sich Giovanni Oliva. Wer hier auftritt, kriegt die Reisekosten erstattet, dazu Kost und Logis, sonst nichts, so lautete von Beginn an die Basisregel.

Damals wollten der Kommunist Henze und Montepulcianos kommunistischer Bürgermeister in dem verschlafenen Weinstädtchen ein Stück politische Utopie wagen. Bürger und

eine ferne klassenlose Zukunft öffnen. Dem linken Zeitgeist folgend machten sich viele internationale Künstler nicht immer geräuschlos auf, um an der „Kunstbaustelle“ mitzuwerkeln und mitzudiskutieren.

Volker Schlöndorff inszenierte und William Forsythe tanzte auf der Piazza Grande, auch Marcel Marceau und Harry Belafonte gaben dort ihre Vorstellung, Giuseppe Sinopoli und Riccardo Chailly standen am Pult, Angelika Winkler sang und zertrümmerte wütend das Geschirr, nachdem sie erfahren hatte, dass es in Montepulciano kein Honorar gibt. Am Abend beim Rotwein bekannte Toskana-Hausbesitzer Otto Schily seine Hoffnung, in der Bundesrepublik irgendwann eine eurokommunistische Partei zu etablieren. Das war der Zeitgeist der 80er.

Die Musiker lockte der Idealismus des Projekts, aber auch die toskanische Landschaft, die kulinarischen Genüsse. Für ein linkes „Abendmahl“ richtete der „Cantiere“ eine Mensa ein, in der

alle zu einem Menü nach ehrgeiziger Hausfrauenart und mit reichlich erdigem Montepulciano-Rotwein zusammenkommen: Musiker, Bühnenarbeiter, Dirigenten, Regisseure, der Bürgermeister und wir Journalisten. Auch hier stört Corona ein wenig das Kennenlernen untereinander, rotmarkierte Plätze trennen die Essenden. Ich sitze mit Roland Böer in dieser Mensa. Er kommt gerade von einer Probe und ist auf dem Sprung zur nächsten. Seit zwölf Jahren ist er künstlerischer Chef und hat die „Kunstbaustelle“ in dieser Zeit erheblich stabilisiert, was ihm sogar die Ehrenbürgerschaft der Stadt eingebracht hat.

„Ohne Publikum sind wir nichts, absolut nichts!“

Der Dirigent, Jahrgang 1970, dirigiert an den großen europäischen Opernhäusern, er war Kapellmeister an der Frankfurter Oper und ist erster Gastdirigent des Michailowski-Theaters in Sankt Petersburg, Montepulciano wird er in diesem Jahr verlassen. Die Frage, ob Henzes einstige Utopie hier weiterhin lebendig sei, beantwortet er mit einer praktischen Beobachtung: Wenn Menschen zusammen spielen und singen, ihre Kreativität entwickeln, dann fördere das nicht nur ihre künstlerische Sensibilität, sondern lasse sie auch als Persönlichkeiten, als Bürger wachsen. Schon damit sei der Cantiere weiterhin ein politisches Projekt. Der ideologische Überbau der Henze-Generation hat abgedankt. Was Böer nach zwölf Jahren musikalischer Basisarbeit denkt, klingt weniger nach Marx, sondern mehr nach Schiller, dessen ästhetisches Erziehungsprogramm viele „schöne Seelen“ schaffen sollte, um mit ihnen eine demokratisch-harmonische Gesellschaft aufzubauen.

Eben diesem Ideal ist der Alltag in Montepulciano erstaunlich nahe gerückt. Unter dem Dach der „Cantie-



Piazzolla-Konzert im Gefängnishof



Henze-Konzert mit Mundschutz

re“-Stiftung gibt es nicht nur das Festival, sondern auch eine Musikschule, die einst mit 30 Schülern begonnen hat und inzwischen auf knapp 1200 Jugendliche angewachsen ist. Mit der traditionsreichen „Banda“, der Blaskapelle, gehört dieser volkstümliche Klangkörper zum „Cantiere“-Label. Auf der Piazza, wo das Festival mit einem Barock-Konzert der „Solisti Aquilani“ eröffnet und mit einem Beethoven-Konzert des örtlichen „Orchestra Poliziana“ beendet wurde, hatten auch die bodenstämmigen Blechbläser ihren Auftritt: Sie verneigten sich vor dem kürzlich verstorbenen Ennio Morricone mit dessen unverwüstlichem „Spiel mir das Lied vom Tod“. In dem hochgelegenen Toscana-Städtchen hat sich die Trennung von niederer und hoher Musikkultur an diesem Tag in ein laues Lüftchen aufgelöst. ■

Reinhold Jaretsky

TV-Journalist, Autor von Filmen u. a. über Richard Strauss, Kurt Masur, Valery Gergiev, hat seit den 80er-Jahren einen Wohnsitz in Italien. Er war Dozent an der römischen Universität „La Sapienza“ und hat die frühen Jahre der „Kunstbaustelle“ als Zeitungskorrespondent verfolgt.